

Inhalt

Einleitung

Csongor Lőrincz | 7

KULTUR, ANTHROPOLOGIE, WISSENSCHAFT

Der erste Anfang als »Ereignis«

Entstehung der Kultur zwischen Sprachgeschehen
und kulturellem Materialismus

Ernő Kulcsár Szabó | 33

Lascaux und die Institution der Kunst

Helmut Pfeiffer | 57

Die Humboldt-Universität

Spannung von Idee und Institution

István M. Fehér | 85

INSTITUTIONELLE CODES UND TECHNIKEN UM 1800

Das »unsichtbare Institut«

Über Herders Freimaurerschriften

Endre Hárs | 127

Das Netzwerk der Libertinage

Infamie und Tausch bei D.A.F. de Sade

Achim Geisenhanslüke | 155

Im Netz der Schwüre

Ereignis, Versprechen und Vertrag in Kleist *Die Marquise von O...*

Csongor Lőrincz | 173

LITERATUR UND JURIDISCH-POLITISCHE DISPOSITIVE

Das Gesetz in Sophokles' *Antigone*

Attila Simon | 237

Politik der reinen Mittel: Walter Benjamin

Zoltán Kulcsár-Szabó | 261

Wort und Tat

Sergej Tret'jakovs juridischer Pakt mit der Literatur

Susanne Strätling | 307

Die Falle der Erinnerung: das »Treblinka-Lied« in Claude Lanzmanns Shoah

Zoltán Kékesi | 331

LITERARISCHE INSTITUTIONEN UND POETISCHE FUNKTION

Gesetz zwischen Code und Rauschen

Binäre Systeme vs. Chiasmen bei Saussure und Jakobson

Hajnalka Halász | 351

Auktoriale Godgames

Die transgressive Selbst-Institutionalisierung literarischer Autorschaft in William Shakespeares Measure for Measure und Ben Jonsons Volpone

Wolfram R. Keller | 379

Die Unruhe des Gastes

Zu einem Roman Wilhelm Raabes zwischen Institution und Ereignis

Evi Fountoulakis | 409

Science/Fiction: Institutions of Knowledge in Thomas Pynchon's Mason & Dixon

Gábor Tamás Molnár | 437

Zeugenschaft, Performanz und Öffentlichkeit in Rechnitz (Der Würgeengel)

Beatrix Kricsfalusi | 467

Autorinnen und Autoren | 489

Einleitung

CSONGOR LŐRINCZ

I.

Warum hat es Platon für nötig erachtet, die Dichter aus seinem Staat auszuweisen? Eine eindeutige Antwort wird darauf wohl schwer zu finden sein. Einen vermeintlichen Konservatismus Platons zu beklagen oder auf die Konkurrenz zwischen Dichtung und Philosophie in seiner Epoche hinzuweisen, dürfte das Problem bestenfalls nur partiell aufklären. Eher scheint es so, dass Platon das nicht-substantielle Wesen des Literarischen sehr wohl erkannt hat: dass ihm keine gegenständliche Essenz eignet (die institutionell regulierbar wäre) und es somit von einem Fehlen gekennzeichnet ist, zugleich aber vor allem auf der Rezeptionsebene sehr wohl performative Effekte zeitigen, eine handlungshervortreibende Kraft entwickeln kann. Diese Gegenwärtigkeit von Fehlen und performativer Kraft ist in dieser grundsätzlichen Weise vielleicht nur in der Literatur bestimmend – und paradox genug, um Literatur mal dem gänzlich Apolitischen zuzuschreiben, mal sie als die wichtigste politische Instanz einzusetzen.

Man könnte also sagen, dass die (Selbst)institutionalisierung der Literatur, die Simulation der Institutionalität in Lesen und Schreiben, auf vielfältige Weise im Dienste der Erzeugung wie Funktionalisierung und Lesbarmachung der performativen Effekte der Sprache steht, um das Fehlen einer Spezifität auszufüllen, diesem Fehlen entgegenzuwirken (da den literarischen Gegenstand, eine Essenz der Literatur zu identifizieren unmöglich ist), ferner: unscheinbare performative Effekte zu identifizieren oder zu regulieren – weil diese Performativität immer mehr als nur Sprache verändert,¹ da sie möglicherweise einen Wahrheitsanspruch hat (beispielsweise im Sinne einer Gerechtigkeit jenseits des Rechts).

1 Vgl. J. Derrida: *This Strange Institution*, S. 55.

Eine Leitfrage könnte hier lauten: Wie antworten oder reagieren institutionelle Metaphern, Rahmen, Strategien und Codes sowohl der Texte wie der Lektüren auf diese Kreuzung oder Gegenwendigkeit, die die erwähnte Kraft als eine »schwache«, d.h. nicht restlos institutionalisierbare, nicht einmal phänomenalisierbare oder in der Operativität (einer Aktion) aufgehende Kraft kennzeichnet?

Der Problemkomplex »Institutionalisierung der Literatur« greift denkbar vielfältige Bezüge des Literarischen auf – angefangen bei seiner heute mehr denn je rätselhaften Bestimmung. Nicht zufällig kam diese Fragestellung nach der Problematisierung formalistisch-strukturalistischer Modelle der Literarizität in den 70er und 80er Jahren auf (zeitgleich mit der Relativierung des Vertrauens in die reine theoretische Sprache, in ihre konstative Funktion, wie in die metasprachliche Verfasstheit der Interpretation). Dass die institutionellen Bezüge der Literatur wichtig werden, steht also allgemein verstanden mit den Ambivalenzen des Status, der dem Literarischen zugeschrieben wird, in engstem Zusammenhang. Diese institutionelle Dimension lässt sich jeweils nach ihren referentiellen, kulturtechnischen und performativen Aspekten auffächern, die in Komplexen der Archivierung, des Bewahrens, Wiederholens und Reproduzierens von Literatur und ihrer Interpretation ins Spiel gebracht werden. Dabei ist vor allem der Vorschlag zu bedenken, der in der Dekonstruktion gemacht wurde (Derrida, Samuel Weber, Peggy Kamuf), dass man die Institutionalität aus ihrer Rolle als »Außen« befreien sollte, die dem »Innen«, genannt Literatur, gegenüberstehen oder als deren Rahmen fungieren würde. »Kunst als Institution« (Bürger), aber auch die Theorie des »literarischen Feldes« (Bourdieu) zeichnen gewissermaßen die selbstinstitutionalisierenden Züge ihres Gegenstandes nach oder verbleiben letztendlich in einer Sichtung der – selbstverständlich immer schon institutionalisierten – Einstellungsformen und Dispositive der ästhetischen Produktion und Rezeption. Dies wird aber möglich, da sie die Dimension der Interpretation ausklammern oder depotenzieren, die jedoch im Zuge der Herausforderung des Textes institutionelle Rahmenbedingungen zu überborden in der Lage sein kann und nicht nur als Kompetenzbereich oder als Pragmatik von vorgängigen ästhetischen Konstruktionsparadigmen gilt. Die konstativen Modi der Begegnung mit der Problematik – z.B. Kanontheorien, das Konzept der »Interpretationsgemeinschaften«, aber auch diskursiver Machtpraktiken –, überhaupt die Denkfigur der Institution als Konvention oder Pragmatik² sollten von dem performativen

2 Zu einer solchen Herangehensweise s. beispielsweise den Vorschlag von F. Jameson, etwa Gattungen als Institutionen aufzufassen: »Gattungen sind im wesentlichen literarische Institutionen oder Gesellschaftsverträge zwischen einem Schriftsteller und einer

Transgressionspotential des Literarischen, seiner Singularität, von seinem nicht-institutionalisierbaren Überschuss oder Fehlen (einer ihm zugehörigen Substanz und der Fähigkeit der Selbstbeglaubigung) her neu verortet werden. Davon, dass die Literatur sich selbst in ihrer Sprachbewegung instituiert und diese Etablierung zugleich überschreitet, zeugen die vielfältigen Metaphern und Motive, die von den Texten als ihre Selbstpräsentationsfiguren eingesetzt werden (von der Turmgemeinschaft bei Goethe bis zur Bibliothek von Babel von Borges). Um eine Archäologie der literarischen Kommunikation zu umreißen, vor allem aber systematisch mit der Selbstinstitutionalisierung der Literatur in Lektüre, Interpretation, Kulturtechnik und performativen Gründungsprozessen Ernst zu machen, genügt es freilich auch nicht, Metaphorologie zu betreiben. Vielmehr müssen die (selbst)institutionalisierenden Dispositive und Effekte der Texte in ihren performativen, medialen und interpretativen Praktiken und Beständen aufgesucht und inszeniert werden. Die (de)institutionalisierende *Kraft* der Textualität gilt es im Zusammenspiel ihrer kommunikativen wie »nicht-hermeneutischen« Momente zu erschließen.

»This strange institution called literature« (Derrida) kann von der sich selbst spaltenden, nicht-identischen, von Differenzen markierten Singularität im/des Literarischen nicht getrennt werden. Die (Selbst)institutionalisierung tritt somit in eine spannungsvolle Korrelation mit der Dynamik der Singularisierung der Texte. Der Text selbst als Institution wäre dann eine Art Archiv des Ereignisses – sowohl seine Spur als auch seine Institution, in einem unzerlegbaren Chiasmus *vor* bzw. *nach* dem Ereignis als Chance des Nicht-Institutionalisierbaren.

Das »Werk« ist laut Derrida »Spur« bzw. »Institution des Ereignisses«.³ Demnach ist der Text selbst eine institutionalisierende Entität bzw. deren Produkt (nicht einfach durch pragmatische, kanonische, konventionelle Akte profiliert), Institutionierung des Ereignisses. Ein Archiv des Ereignisses – als Spur, zugleich Gründung – kann das nur bezwecken, wenn es sich von jeglichem »Wirken« (opération) getrennt, dieses überlebt hat. Ein unentwirrbares Verhältnis von Vor- und Nachzeitigkeit, von Vor und Nach der »opération«: Institution als testamentarisches Strukturmoment eines textuellen Überlebens, zugleich dessen Ermöglichung.

»Text« ist in dieser Kreuzung als eine Institution aufzufassen: als Spur oder Erbe des Ereignisses, resp. als Institution desselben Ereignisses oder anders

Öffentlichkeit, deren Funktion es ist, den rechten Gebrauch eines bestimmten kulturellen Artefaktes zu spezifizieren.« Das politische Unbewußte, S. 105.

3 Vgl. J. Derrida: Das Schreibmaschinenband, S. 107.

gewendet: als Institutionierung des Ereignisses, die zugleich bzw. nur dessen Erbe (nicht das Ereignis selbst) »veraltet« bzw. liest (um der paradoxen zeitlichen Verschränkung auf diese Weise vielleicht Rechnung zu tragen).⁴ Der Text überlebt das Ereignis, zumindest seine vermeintliche lebendige Gegenwart (als dessen Testament), zugleich instituiert er das Ereignis auch, aber im Modus einer Iterabilität, deren performativer Aspekt als »Gewalt« gewissermaßen am Ereignis partizipiert, dadurch sich aber auch *sowohl* gegen das Ereignishafte *als auch* gegen das Institutionelle kehren kann. Die Konsequenz davon ist folgende: ereignishafte und institutionelle (etwa rechtsetzende oder rechtserhaltende) Gewalt lassen sich nicht sauber voneinander trennen (ebenso wenig wie beispielsweise Zeuge und Bote, eigentlicher und falscher Zeuge), man wird nie mit letzter Sicherheit wissen, *welche Art* von Gewalt denn da gewirkt und ob sie überhaupt gewirkt hat. Gerade in der Institutionierung ist also eine selbstzerstörerische Kraft angelegt, die über jene hinausschreitet (eine Art rechtsvernichtende Gewalt, s. den Beitrag zu Benjamin), und die also dem Ereignishafte – der Selbstzerstörung (oder Schwächung) der Institutionierung *als* Ereignis – entspringen kann. Dieser Exzess als Überleben kann also nicht außerhalb der institutionellen Machtdispositive verortet werden, er gibt von sich nur in deren virtueller Suspension Kunde.

Hier tritt hervor, dass die institutionelle Dimension die Schauplätze und Dispositive der Vermittlung und Reproduktion von Interpretationen, ihrer Systeme und Techniken darstellt. Dem Lesen als Interpretieren geht immer schon eine institutionelle Form voraus als seine Voraussetzung und umgekehrt, das Lesen produziert oder schlägt institutionelle Modelle vor, die die Interpretation als Bewahrung, Übersetzen, Vererben und Nachleben des Textes determinieren.⁵

4 »Text« ist damit als eine arbiträre Entität charakterisiert, die durch ihre selbstinstitutionalisierenden Strategien und ihre Simulation auf die eigene Fragilität reagiert, die sich gerade am vom Text programmierten oder durchgeführten Lesen des Erbes vom Ereignis zeigt, einfacher gesagt: (der Text) von diesem auch gelesen wird.

5 »Nehmen wir zum Beispiel [...] die Interpretation eines Theorems, eines Poems, eines Philosophems oder eines Theologems: man schlägt gleichzeitig ein institutionelles Modell vor, man schlägt vor, das existierende Modell, das die Interpretation erst ermöglicht, zu konsolidieren, oder ein neues Modell zu schaffen, das sich mit besagter Interpretation im Einklang befindet [...] Jeder Text, jedes Element eines Korpus reproduziert oder vererbt auf präskriptive oder normative Weise einen oder mehrere Befehle: Versammelt euch gemäß diesen bestimmten Regeln, dieser bestimmten Szenographie oder Topographie von Seelen und Körpern, bildet diesen bestimmten Typus von Institution, um mich zu lesen und zu schreiben, organisiert diesen be-

Die Interpretation schreibt also an dem Nachleben des Textes, zugleich schreibt sie sich in dieses hinein. Man könnte ferner sagen, jedes Lesen mobilisiere ein Versprechen, nicht nur für das Lesen des aktuellen Textes, vielmehr schreibe es in diesen das interpretative Verhalten als eine Struktur der Verantwortung ein.⁶ Diese scheinbar zwei Aspekte werden etwa in der Zeugenschaft eng geführt, die den Text immer schon seinem Nachleben zueignet (das ursprüngliche Sehen, die Augenzeugenschaft, ihre referentielle Dominanz wird ja von der strukturellen Iterabilität des Zeugnisses ausgestrichen bzw. eingeklammert), dies aber erst von einer virtuellen Zukunft her vollzieht, will sie sich nicht einfach auf eine vergangene Gegenwart (von der es prinzipiell Beweise geben könnte), sondern auf eine von der Zukunft her kommende, dennoch vom bezeugten Ereignis hinterlassene Spur, auf eine Reserve des Nicht-Sagbaren beziehen.

Wenn Texte ihre Relation zum Ereignis nicht selber beglaubigen und sich dabei lesbar machen können, so bleiben sie auf *andere* Texte angewiesen, »geschrieben oder nicht«, die diese Relation beglaubigen oder wiederherstellen.⁷ Solche Texte sind der philologische Kommentar, verschiedene Apparate, Simulationen von anderen virtuellen Texten, überhaupt Interpretationen, sie weben ein gleichsam institutionelles Netz um den Text und ihn hinein. Der Ruf der Texte nach einem anderen, sie beglaubigenden (und unweigerlich institutionalisierenden, da autorisierenden etc.) Text korreliert also mit ihrem immanenten Fehlen und daher rührt möglicherweise auch die oben genannte Unentscheidbarkeit zwischen Spur und Instituierung.

Diese Fragen und Probleme ziehen womöglich, wenn auch oft unterschwellig, in die folgenden thematischen Komplexe ein:

ÖFFENTLICHKEIT – Die Problematik des Wissens bzw. des Nicht-Wissens, der Konflikt Öffentlichkeit vs. Geheimnis, Transparenz vs. Verborgenheit,

stimmten Typus von Austausch und Hierarchie, um mich zu interpretieren, zu bewerten, zu bewahren, zu übersetzen, zu erben, um mich überleben oder fortleben zu lassen (überleben oder fortleben in dem Sinne, den Walter Benjamin diesen Wörtern [...] gibt). Oder umgekehrt: Wenn ihr mich interpretiert [...], werdet ihr diese oder jene institutionelle Form übernehmen müssen.« J. Derrida: Mochlos, S. 40-41.

6 Dieses Moment zielt also nicht nur auf die Vermehrung von Wissen, sondern meint vielmehr (auch) einen »Glauben« (vgl. dazu die Ausführungen von Derrida über die Verpflichtung, das Gelübde usw. in *Die unbedingte Universität*), der über den einzelnen Text als Gegenstand auch hinausgeht und etwa die Lehrbarkeit als nachträglichen Effekt hervorruft.

7 Vgl. Z. Kulcsár-Szabó: *Philologie vor der Literatur?*, S. 219.

demokratische vs. geheime Gesellschaft und ihrer medialen Präsentation. Das Phänomen der ästhetischen Exemplarität und der Mittelbarkeit (Kant), wo das Teilnahmegefühl (und die mit ihm verbundene Geselligkeit) in Bezug auf das Einzigartige in Partizipation, Partialität und *Mitteilung* aufgefächert wird.

RECHTLICHKEIT – Die quasi-juridischen Tendenzen und Bezugnahmen der Texte auf Autoritäten, wie das Gesetz, das (kanonische wie kanonisierende) Recht und vergleichbare Normen; die ihnen zuzuordnende Verantwortung und deren Verhältnis.

PERFORMATIVITÄT – Momente der Stiftung oder Einrichtung quasi-institutioneller Größen, Akteure oder Rahmen; Eidleistung und Institutionalisierung (Schwur, Vertrauen, Meineid, Zeugnis, Gegenzeichnung); Ritual als Installierung und Vollzugsinstanz bestimmter Gemeinschaften und diskursiver Wissens- und Machtdispositive; Performanz als Ausübung vorgängiger Kompetenzen in Spannung mit der unpersönlichen, kontingenten, gar maschinenartigen textuellen Performativität.

TEMPORALITÄT – Genealogien der textuellen Produktivität; Prozesse der (Selbst)institutionalisierung der Texte in ihrer Durchkreuzung von materiellen Inskriptionen der Geschichte her; das Verhältnis von Institution und Ereignis.

INSTITUTION »UNIVERSITÄT« – Archäologie bestimmter universitätsbedingter Bildungskonzepte bzw. -ideen und ihrer Beziehung zu den Humanwissenschaften; die Universität als Ort der »Theorie« und der Status der Literatur(wissenschaft) in diesem institutionellen Feld.

II.

Die Frage nach den institutionellen Aspekten in der literarischen Kommunikation scheint sich wiederzubeleben. Dieses Interesse steht zweifelsohne in engem Zusammenhang mit der Transformation der Geistes- in Kulturwissenschaften, mit einer Ausrichtung auf verschiedene kulturelle Dispositive und Techniken bzw. ihrer wechselseitigen Kontamination mit dem Literarischen. Stand aber etwa bei einem Peter Bürger⁸ die Frage nach der Institutionalität im Kontext des Gesellschaftlichen als eines Systems von Wertzuschreibungen und Ideologien, oder auch bei einem Pierre Bourdieu⁹ oder Niklas Luhmann¹⁰ in Bezug auf das literarische Feld und seiner Autonomiebestrebungen und Kanonisierungs-

8 P. Bürger: Theorie der Avantgarde.

9 P. Bourdieu: Regeln der Kunst.

10 N. Luhmann: Das Kunstwerk.

strategien, ferner auf die Autopoiesis des literarischen Systems – so scheint gegenwärtig vielmehr die *kommunikative* Dimension von Institutionalität in den Vordergrund zu rücken. So will Albrecht Koschorke mit der »Figur des Dritten« ein »neues Paradigma der Kulturwissenschaften« ausrufen,¹¹ sich dabei freilich auf das nun mehr als 100 Jahre alte grandiose Werk von Simmel¹² stützend. Institutionen erscheinen hier nicht einfach als operative Gebilde im Sinne von festgelegten Regeln und Rahmenbedingungen, um etwa die ästhetische Autonomie und ihre axiologischen Korrelate zu ermöglichen bzw. ideologisch aufzuladen, vielmehr werden die Genese und der Prozess der *Institutionalisierung* von ihren performativen und kommunikativen Ausgangsbedingungen her in den Blick genommen. Einer ähnlichen Fragestellung weiß sich auch der vorliegende Band verpflichtet,¹³ auch hier wird den kommunikativen Aspekten, Vermittlungsfiguren und Effekten der Institutionalität, die vom Dritten impliziert wird, eine grundlegende Geltung eingeräumt (entlang der Problematik der Öffentlichkeit etwa). Damit einhergehend werden jedoch auch andere Momente ins Spiel gebracht, die zur Reflexion der quasi-institutionellen Dimension der literarischen Kommunikation unerlässlich scheinen, so die breit gefächerte Performativität (von der stiftenden Gewalt bis zur singulären Gegenzeichnung von prekären sprachlichen Akten, deren erwünschter Handlungswert damit jedoch nicht unbedingt wiederhergestellt oder restituiert wird) und Probleme der Ereignishaftigkeit und des Geschichtlichen (des historischen Verstehens und seines Anspruchs auf Gerechtigkeit).¹⁴ Vor allem in diesem letzten Punkt dürfte der vorliegende Band

11 Vgl. A. Koschorke: Institutionentheorie, ferner seine Einleitung zum selben Band.

12 Soziologie. Funktionen und Formen der Vergesellschaftung, 1908.

13 Die meisten Beiträge wurden auf der Tagung *Literatur und Institution* an der Humboldt-Universität zu Berlin im Juni 2010 vorgetragen.

14 Koschorke teilt die Paradigmen der Sozialwissenschaften und der Kulturwissenschaften zwischen Institution und Irritation, Ordnungswissen und Unordnungskompetenz, Integration und Desintegration auf (Institutionentheorie, S. 49-50). Die Frage liegt indessen nahe, ob mit dieser oppositionsgerichteten Zuschreibung nicht doch wesentliche Aspekte der »Kulturwissenschaften« außer Acht gelassen werden: beispielsweise Fragen des Exemplarischen im Sinne von Ethik, Wahrheit oder Gerechtigkeit, Fragen der Politik, die einer (wie auch immer verschobenen) Entscheidung harren, Probleme der Ereignishaftigkeit und der Zeugenschaft – und ihrer interpretationsbedingten Seinsweise. – Wenn der Zeuge als Überlebender immer zugleich auch der Dritte ist (vgl. die oft herangezogene Etymologie von »testis« und »terstis«), so oszilliert sein Zeugnis zwischen dem bezeugten Ereignis und dem Rufen nach den virtuellen Zeugen, die sein Zeugnis gegenzeichnen mögen. Genau diese Oszillierung

in der aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskussion neue Akzente setzen bzw. Angebote formulieren für eine umsichtigeren Verortung der institutionalisierenden Zusammenhänge und ihrer zugleich deinstitutionalisierenden Aspekte bzw. Gegenspieler. Das Profil des Bandes umfasst dementsprechend literaturwissenschaftliche, anthropologische, philosophische, wissenschaftstheoretische und kulturwissenschaftliche Studien, die freilich diese Zugänge auch oft im Einzelfall selbst miteinander engführen und die gleichen Problemkomplexe in komplexerer Weise beleuchten.

Die Frage nach den institutionellen Aspekten auch in der literarischen Kommunikation steht mit der Problematisierung der performativen Funktion der Sprache in engem Zusammenhang. Institutionalität und ihre Effekte kreisen bzw. grenzen die Wirkungen dieser Funktion ein, wo man damit zu rechnen hat, dass »es *das* Performative nicht gibt, es gibt Performative und antagonistische oder parasitäre Versuche, das performative Vermögen der Sprache zu interpretieren, es gleichsam zur Rede zu stellen und zu gebrauchen, es zu investieren.«¹⁵ Heute ist man vielleicht mehr denn je mit den öffentlichen Wirkungen sowohl solcher Performativa als auch deren Interpretationen konfrontiert, wo klar wird, dass sie nicht als eine wie auch immer eingegrenzte Privatsprache gelten können, aber auch keinem universellen Code untergeordnet sind. Es sind die Spannung zwischen performativer und konstativer Sprache, ferner ihre temporalen Folgen – die so entstehende Ambivalenz –, die der Literatur ihre quasi-institutionelle Dimension zuspielden. Der »Ort« des Literarischen besteht folglich in einem Aufschub zwischen Gründung und (suspendiertem) Inkrafttreten des Gesetzes, in der Differenz und Spannung zwischen instituierendem und instituiertem, »primärem« und beglaubigtem Text.

Die mediale Ermöglichung, z.B. die Archivierung solcher Performativa und ihrer Interpretationen steht ebenso zur Debatte wie die von ihnen ins Spiel gebrachten, vorgeschlagenen, multiplizierten und amplifizierten strategischen und politischen Modelle (beispielsweise von Gemeinschaften, Öffentlichkeiten und kollektiven Gedächtnissen). Institution meint also nicht nur symbolisches Netz und Handlungsstrategie, sondern vor allem auch Archivierung: Aufzeichnungs- und Reproduktionstechniken, deren kulturelle wie politische Relevanz mit zu bedenken gilt.

Unter solchen Bedingungen verschärft sich die Frage nach der Institutionalität womöglich noch mehr, als dies in den 1980er Jahren der Fall war. Bereits

treibt Vermittlungen hervor, die institutionelle Aspekte annehmen können (vom Recht über Gemeinschaftspraktiken bis zu Modellen von Öffentlichkeit).

15 J. Derrida: Mochlos, S. 39.

damals stand als Erfahrung im Hintergrund dieser Fragestellung die Erosion der (vermeintlich) konstativen resp. metasprachlichen Funktion der interpretativen und theoretischen Sprache und die Aufmerksamkeit auf ihre quasi-performativen Effekte drängte sich in den Vordergrund. So ist auch die Rede vom »Ende der Theorie« aufgekommen, dabei geht es um *eine*, traditionell freilich tragende Funktion des Theoretisierens, an die übrigens auch nicht alle immer schon geglaubt hatten. Unter den konstativ-theoretischen Funktionen der interpretierenden wie systematischen Sprache stellt sicherlich die der Unterscheidung von Text und Handeln, Wort und Tat oder Signifikat und Referenz eine der wichtigsten operativen Eigenschaften jener Diskurse und ihrer vermeintlichen Souveränität dar. Die Annahme dieser kritischen Fähigkeit auch des dekonstruktiven Lesens sorgt sogar bei einem Paul de Man hie und da für Irritation oder Ratlosigkeit (wenn es in seinem Kleist-Aufsatz um die brüchige Unterscheidung zwischen der »Gewalt auf der Bühne« und der »Gewalt auf der Straße« geht).¹⁶ Die Verunsicherung dieser kritischen, letztlich konstativ zu fundierenden Fähigkeit der Unterscheidung (und der Entscheidung) führt in Komplikationen hinein bezüglich der Erwartung, die kritische Leistung des Lesens einschätzen zu können.¹⁷ Letztlich kann dieses Lesen jene historischen *Kräfte* nicht wahrnehmen oder lokalisieren, die zu solchen Unentscheidbarkeiten in der performativen Verflechtung von Texten und ihren Referenzen führen.¹⁸ Im Zuge dieses Fehllesens der materialen Kräfte, der Materialität der wirklichen Geschichte (wie de Man zu sagen pflegte) beispielsweise als eines stummen Rauschens des Geschehens werden die politisch-institutionellen Einsätze des Lesens, der testimonialen wie hermeneutischen Zuwendung meist auf unübersichtliche Weise überdeterminiert. Dies bezeugt die Konjunktur von Begriffen wie Insistenz des Realen, Zeugenschaft, Archiv, Spur, Codierung von Gewalt u.a. Hier bewirkte die Thematisierung der gründenden Gewalt von Institutionen – anlässlich vor allem der Debatten um Benjamins *Zur Kritik der Gewalt* Anfang der 1990er Jahre – eine kardinale Verschiebung in der Betrachtung der Problematik: die Begrifflichkeit der institutionellen *Kraft* (als unvordenkliches Strukturmoment der Gründung

16 Zu diesem Punkt vgl. Z. Kulcsár-Szabó: *Tetten érhételten szavak*, S. 255.

17 Der paradoxe Sachverhalt springt ins Auge: die Entdeckung der latenten performativen Effekte der angeblich theoretischen und systematisierenden Sprache geht einher mit der Erschütterung ihres souveränen Vermögens der metasprachlichen Klassifizierung, der Unterscheidung und der theoretischen Konstatierung.

18 Ebd., S. 281. Kulcsár-Szabó sieht darin einen Grund zur »Beunruhigung in Anbetracht der Illusionen in Bezug auf die politische Operativität des Lesens«.

jeglicher institutionellen Autorität)¹⁹ bestimmte die Diskussion auf weiten Strecken. Die institutionellen Aspekte dieser Phänomene und Dispositive kommen wohl ferner deshalb stark zum Tragen, da sie von vornherein politische Dimensionen aufweisen bzw. codieren. Immer wieder müssen die Verträge zwischen »der Institution und den dominierenden Kräften der Gesellschaft«²⁰ neu geschrieben und zur Unterzeichnung vorgeschlagen werden. Man könnte hinzufügen: und den Kräften der Geschichte, wobei dies freilich eine Katachrese ist, erfährt man von diesen Kräften nur ihre Spuren oder die von ihnen hinterlassenen Reste, die auf die noch so unmögliche Interpretation (als Zeugenschaft) angewiesen bleiben. Die Archivierung dieser Reste nimmt verschiedene Akteure, Dispositive, Strategien und Metaphern in Anspruch, vom überlebenden Zeugen bis zum Spurenlesen.²¹ Die Archivierung der Zeugnisse schreibt diesen die politisch-rechtlich-institutionelle Dimension ein bzw. lässt diese in ihnen stärker zum Vorschein kommen. Die entsprechenden Codierungen, Pakte und Signierungen dieser Spuren, Reste und Zeugnisse – bereits in ihrer Erschließung, Archivierung resp. ihrem Vollzug – leisten natürlich auch einen erheblichen, oft auch unbewussten Widerstand gegen die tatsächliche Herausforderung des Geschehens, dem sie ihre Entstehung oder Insistenz, aber auch Selbstvernichtung (etwa im Zuge einer unscheinbaren »göttlichen« Gewalt) verdanken. Die Benjaminsche Frage nach einer Gewalt, die kein Mittel zu einem Zweck ist, dürfte ihre Auflösung, zumindest aber ihre Insistenz von einem solchen materiellen wie immateriellen Geschehen her aufschlüsseln können, das als Manifestation *in* der institutionellen Kraft oder Gewalt selbst – diese zersetzend – wirkt (s. den Beitrag zu Benjamin).

III.

Institutionalität und institutionelle Dispositive werden hier in einer Reihe von Beiträgen in ihrem Zusammenhang mit dem *Ereignis*, mit der Ereignishaftigkeit diskutiert, mit einer temporalen wie diskursiven (medialen, rechtlichen) Oszillierung des Ereignisses, die Geschichtsräume eröffnet bzw. diese (zugleich auch)

19 Vgl. dazu J. Derrida: Mochlos, S. 54.

20 Ebd., S. 41.

21 Die Auslotung der institutionellen Bezüge in den Kulturwissenschaften lief ja parallel zur erstarkenden Memoriaforschung in den 1980er Jahren (wenn auch mit sparsamen wechselseitigen Berührungen zwischen diesen Paradigmen).

subvertiert. Es stellt sich so im Beitrag von *Ernő Kulcsár Szabó* u.a. heraus, dass der Kulturalität des Menschen überhaupt die Entzweigung seiner natürlichen wie kulturellen Konstitution vorausgeht, welche Entzweigung erst infolge eines Ereignisses bzw. *als* Geschehen sich vollzieht. Die von diesem Geschehen in Gang gesetzte Medialisierung des Anthropologicums (das Erkennen der eigenen Nacktheit – als einer Botschaft des Mediums, wo beide sich im selben Zuge konstituieren – und die daraus resultierende Scham) eröffnet zugleich – wie man hinzuzufügen geneigt ist – die Dimension des Dritten (und zwar sowohl im Du als auch im Ich selbst, aber gerade von anderen virtuellen Dritten her). Das ist das grundlegende kommunikative und vermittelnde Moment, das sich jüngst in den Kulturwissenschaften mit Rückgriff auf Simmel wieder einmal als die kardinale Ermöglichung (aber auch Ambiguität) von Institutionalität erweist. Nun wird im vorliegenden Band die kommunikativ-mediale agency des Dritten als eine Öffnung verstanden, die auf Geschehen zurückverweist, diese gleichsam mitproduziert, sie freilich auch zu verdecken imstande ist. Das Kosellecksche Diktum, dem zufolge der Geschichte in der »Sattelzeit« als Handlungs- wie als Wissensraum zugleich zu einem Kollektivsingular wird, setzt der Geschichtlichkeit füglich auch die Dimension des Medialen hinzu (was bei Koselleck nicht thematisiert werden konnte), mit all seinen Implikationen von Einschreibung, Vermittlung, Zeugenschaft und Öffentlichkeit, der Kontamination von »tatsächlichen« und »gemachten« Ereignissen. Literatur heißt das Medium, in dem Geschehen, Medialisierung und ihre kommunikativen Bezüge wie der Widerstand des Geschehens gegenüber jenen Bezugsrahmen vielleicht am intensivsten artikuliert oder bezeugt werden.

Die genannte Entzweigung, für die der biblische Sündenfall ein besonders dichtes emblematisches Muster bereitstellt, könnte sicherlich auch auf weitere historische Schwellen wie epochale Einschnitte ausgeweitet werden – geht es doch um ein paradigmatisches Grundmuster, das historische Verschiebungen zwischen der natürlichen und kulturellen Konstitution des Anthropologicums gerade am Leitfaden des Medialen auszubuchstabieren helfen könnte (entsprechende Fallstudien legen Endre Hárs gerade über Herder und Csongor Lőrincz über Kleist vor). Bevor man das Menschliche und seine Kulturalität etwas vor-schnell von technischen Standards (die übrigens ständig überholt werden, wie man es jeden Tag erfährt) abhängen lassen wollte, täte man gut daran, das wichtigste Medium des Anthropologicums – eben die Sprache – und seine kulturbildende Leistung doch auf fundamentale(re) Weise zu reflektieren.

In der anthropologischen Institutionentheorie Gehlens, wie *Helmut Pfeiffer* sie bei seinen Überlegungen bezüglich der anthropologischen Dimension der Institution Kunst berücksichtigt, kommt es auf die ästhetische Erfahrung als eine

Praxis an, losgelöst von exklusiv-ästhetizistischen Modellen und auf eine Kontinuität oder Dauer hin angelegt, die sich denkbar anti-avantgardistisch versteht. In einem dialektischen Bild zwischen der Moderne und der Prähistorie – als einer möglicherweise historisch-ereignishaft induzierten Konstellation – zeigen sich am Beispiel von Lascaux und seinen Interpretationen (Bataille und Gehlen) Transgressionen und Institutionalisierungen anthropologischer Virtualität, die diesseits einer »ästhetischen Unterscheidung« (Gadamer) zu lokalisieren sind (und mitsamt ihren Wiederholungen in der Rezeption der erwähnten Geschichtsdynamik nicht weniger als der anthropologischen Dimension zu verdanken wären?).²² Es geht im Beitrag vornehmlich um Darstellung als Institution, d.h. um Schematisierung, dauerhafte Fixierung und Zeichengebrauch. Die Institution Kunst wird hier auf habituelle Praxen (z.B. Ritus) zurückreflektiert, die sich aus nicht-kognitiven Erfahrungen speisen und deren Fiktionalitätsindex mit der anthropologischen Virtualität oder Plastizität in Verbindung steht, also nicht einfach auf die Ausdifferenzierung verschiedener sozialer Subsysteme zurückzuführen ist.

In der Darstellung und Befragung des modernen Universitätsgedankens zeigt *István M. Fehér* dessen anthropologische Fundierung bei Humboldt auf, ineins mit dem Vermittlungsglied »Bildung« zwischen jenem Fundament und der Wissenschaft. Diese als Lebensform verstanden lässt indes die Frage zurück, wie sie mit der Wissenschaft resp. ihren Überlieferungsdispositiven und -prozessen denn zu vermitteln ist (vgl. das Ende des III. Kapitels im Beitrag). Hier dürfte Humboldt die romantische Diskrepanz zwischen dem innerlichen Individuellen und dem als Objektivität verstandenen Allgemeinen an einer funktionelleren Vermittlung der beiden hindern. Gleichwohl ist Wissenschaft bei Humboldt Pendant der »Bildung« und nur so wird jene zu einer »Kraft« (»Kraft« ist auch in der Geschichts- und Sprachtheorie von Humboldt bekanntlich ein zentraler Begriff). Es wird ferner beleuchtet, wie die Auffassung des Staats und die gesell-

22 Wenn Pfeiffer feststellt: »Batailles Beschreibungen operieren [...] am Indifferenzpunkt von Gegenstand und Darstellung. Sie provozieren den imaginären Kollaps einer Differenz, deren konstitutive Bedeutung sie herausarbeiten« (S. 67), so denkt man unweigerlich an Gadamer, der das selbe Verhältnis in Bezug auf die Sprache, auf das Zusammenfallen von Materie und Medium in dieser formulierte: »Zur-Sprache-kommen heißt nicht, ein zweites Dasein bekommen. Als was sich etwas darstellt, gehört vielmehr zu seinem eigenen Sein. Es handelt sich also bei all solchem, was Sprache ist, um eine spekulative Einheit, eine Unterscheidung in sich, zu sein und sich darzustellen, eine Unterscheidung, die doch gerade keine Unterscheidung sein soll.« H.G. Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 450.

schaftliche Rolle der Universität zusammenhängen, bzw. wie die Universität in sich die Spannung von ihrer Sendung und Empirie, aber auch der nicht restlos institutionalisierbaren Wissenspraxis (die aus der genannten Kraft hervorgeht) und den institutionellen Strukturen auszutragen hat.

Höchst interessant wäre es hier, die Parallelen zwischen der Instituierung der modernen Literaturkritik und den Leitideen der Universität um 1800 aufzuzeigen.²³ Die Literatur ist ja bereits bei Schlegel (*Das Studium der griechischen Poesie*, 1795) eine universelle Kunst (vgl. »universitas«) und diese ihre Einschätzung ändert sich bis Hegel auch nicht. Ähnlich, wie die Poesie sich gegenüber den anderen Künsten verhält (denn »ihr Organ, die *Phantasie* ist schon ungleich näher mit der Freiheit verwandt, und unabhängiger von äußerem Einfluß«), wird auch die Philosophie etwa bei Kant gegenüber den anderen Wissenschaften situiert. Überhaupt spielt der Begriff der »ästhetischen Bildung« bei Schlegel bekanntlich eine zentrale Rolle, gerade die Poesie sei »unendlich perfektibler« (als die plastischen Künste).²⁴ Die »Theorie« könne sich ferner »[n]ur durch *Objektivität*« – durch die »allgemeingültige Wahrheit« (das Bedürfnis nach ihr sei »Charakter des Zeitalters«) – »zu einer wirklich *öffentlichen Macht* erheben« etc.²⁵ Diese Objektivität soll in der Kunst aber nicht nur durch Begriffe, sondern durch eine »ästhetische Revolution« vollzogen werden.²⁶

Wenn die Zeugenschaft des Lesers als eines Dritten von modernen Dispositiven der literarischen Kommunikation immer intensiver und nuancierter in Anspruch genommen wird, so ist die Epochenschwelle um 1800 ein äußerst signifikantes Ereignis (vgl. die Beiträge von *Endre Hárs*, *Achim Geisenhanslüke* und *Csongor Lőrincz*). Die institutionellen Möglichkeitsbedingungen, Bezugsrahmen und Konstellationen (nicht nur) der literarischen Kommunikation erfahren hier eine Öffnung und eine Vervielfältigung im Zuge des Strukturwandels der Öffentlichkeit (von der Familie bis zur Politik), auch dank der medialen Autonomisierung bestimmter literarischer Kommunikationsformen und Gattungen. Etwa die gleichzeitige Etablierung und Problematisierung der Grenzen von privat und öffentlich gewinnt da an kultureller wie epistemologischer und politischer Kraft. Hier beginnt ferner der Prozess, den Luhmann als die Inklusion des Publikums in das Kunstsystem gekennzeichnet hat.²⁷ Davon zeugen im vorliegenden Kontext

23 Auf diese Parallele weist kurz hin Derrida: *This Strange Institution*, S. 53.

24 F. Schlegel: *Über das Studium*, S. 265.

25 Ebd., S. 273.

26 Ebd., S. 269.

27 Vgl. N. Luhmann: *Das Kunstwerk*.

die *literarischen* Bemühungen eines Herder, die geheime Gesellschaft der Freimaurer mit einer aufgeklärten Öffentlichkeit und historischen Schlüsselsituationen auf anthropologischer und geschichtsphilosophischer Basis zu vermitteln, die Eskapaden des Begehrens bei einem de Sade in der Transgression institutioneller Schranken oder die komplexen Thematisierungen und Inszenierungen der Institutionalität und ihrer medialen Hintergründe bzw. der diese durchkreuzenden akulturellen und traumatischen Geschehnisse bei Kleist. Es scheint so, dass diese Transgressionsmomente sich mit dem systemtheoretischen Ansatz nicht hinreichend erfassen lassen, ist dieser doch an der Selbstreproduktion und der diesbezüglichen Operativität und Unterscheidungsfähigkeit der Systeme interessiert. Derrida hält demgegenüber fest, dass Literatur immer auch mehr verändere, als nur Sprache²⁸ (die literarische Iterabilität besitzt also auch referentielle Momente – s. etwa die starke Präsenz der Zeugenschaftsfrage im Band –, sie ist nicht nur beispielsweise auf den »Stil« einzuschränken). Daher erscheint uns die Koppelung der Institutionalität mit der Ereignishaftigkeit und einem auf diese fokussierten Lesen fruchtbarer als institutionelle Dispositive in den Dienst der Selbstreproduktion oder Stabilisierung des literarischen »Subsystems« zu stellen. Auch das markante Zusammenfallen der *techné* des Schreibens mit der *techné* der Gesellschaft bei Herder kann nur von einem »äußerlichen« Dritten (Profane und Frau) her (de)autorisiert werden. Neben dem Geheimnis sind vorzüglich Infamie, Exzess, Opfer, Gabe hier die Themen, die die transgressive und fiktionalisierende Leistung der »merkwürdigen Institution Literatur« exemplifizieren, um die von ihr ausgehende Problematisierung sozialer Konventionen und juristischer Codes zu lesen. Vorinstitutionelle Praktiken – z.B. Ritus, gemeinschaftsstiftende Strategien – werden in ihrer Verknüpfung etwa mit moralischen Vorstellungen reflektiert, um die Öffnung der literarischen Kommunikation auf nicht-kommunikative oder nicht-hermeneutische Erfahrungen oder Widerfahrnisse besser verstehen zu können (»nicht-hermeneutisch« und »verstehen« werden hier bewusst miteinander verknüpft).

Spätestens an diesem Punkt tritt die Eigenschaft der Literatur in den Vordergrund, nicht nur eine »instituted fiction«, sondern auch eine »fictive institution« zu sein, »which in principle allows one to say everything«.²⁹ Diesen Chiasmus umkreisen auch die Beiträge des vierten Blocks. Diese Potenz der Literatur – die zugleich eine Schwäche ist, kann sie doch als bloße Fiktion oder gar Unverantwortlichkeit abgetan werden – geht mit der Fiktionalisierung oder Überschreitung konventioneller Normen einher, meint aber streng genommen keine Fähig-

28 J. Derrida: *This Strange Institution*, S. 55.

29 Ebd., S. 36.

keit (der Repräsentation oder der Bezeichnung etwa), sondern vielmehr eine Manifestation, die das Institutionelle selbst überbietet. Denn dieses Alles-Sagen nimmt die Literatur nicht vor Autoritäten vor (vgl. die Motivik der »Unschuld« und der »Unverantwortlichkeit«). Im Ausnahmezustand des Alles-sagen-könnens geht es folgerichtig nicht um Aussagen, würden diese doch als solche immer nur aufgrund von bestimmten (sprachlichen, repräsentationslogischen, juristischen usw.) Normen identifizierbar sein, sondern auch um ein Schweigen, um *Akte* des Schweigens, die von jeder authentischen Zeugenschaft vollzogen werden. Diese testimoniale Eigenschaft steht aber nicht im Gegensatz zur Verpflichtung des Zeugnisses, alles zu sagen, sondern meint eben: »ein Geheimnis zu wahren«³⁰ (vor Machtzugriffen etwa), dieses als Ereignis zu bezeugen, d.h. im Kommen bleiben zu lassen. Die Fiktionalisierung bewirkt eben das Wahren eines Geheimnisses, zugleich kann sie dieses auch verraten. So nähern sich das Alles-sagen-können im Zeichen der fiktiven Institution Literatur und die Zeugenschaft des Ereignisses bzw. als Ereignis an. Zwar bindet diese Potenz der Literatur sie an die »modern idea of democracy«, wie Derrida feststellt,³¹ doch lässt sich die Literatur auch nicht ganz eindeutig mit der Institution der modernen Demokratie parallelisieren, vielmehr übt sie Kritik an verschiedenen mediengebundenen Aspekten der aufklärerischen bzw. demokratischen Öffentlichkeit (von Kleist über Nietzsche bis Carl Schmitt und Benjamin).

Das Wahren eines Geheimnisses im Zeichen der fiktiven Institution – welches Geheimnis das Ereignis selbst meint, wie es im Kommen bleibt – verhilft dieser aber nicht unbedingt zu einer Immunität (der institutionalisierten Fiktion), vielmehr bedeutet es grundsätzlicher gedacht eine Autoimmunität oder -immunisierung des literarischen Systems, der literarischen Institution (die sehr wohl textuelle Folgen haben kann). Die Selbstreproduktion oder Autopoiesis der Literatur mobilisiert also auch diese Wendung gegen sich selbst (welcher Zug für die Systemtheorie nicht mehr denkbar sein dürfte).

Institutionalität ist im vorliegenden Kontext kein bloßer Rahmen, sondern ein Prozess der Institutionalisierung selber, die zugleich auch in Konflikt gerät mit dem singulären Anspruch der Gerechtigkeit (oder dem Anspruch der Singularität auf Gerechtigkeit), der u.a. gerade die (durch Konventionen autorisierte und

30 J. Derrida: Die unbedingte Universität, S. 15.

31 J. Derrida: This Strange Institution, S. 37. Derridas Nachtrag: »Not that it [the institution of literature in the West] depends on a democracy in place, but it seems inseparable to me from what calls forth a democracy, in the most open (and doubtless itself to come) sense of democracy.«

öffentlich etablierte) *Zeit* der institutionellen Dispositive subvertiert. Diese Spannung legt das Politische frei, dessen Ermöglichungsgrund oder gerade Erzwingung die Divergenz von Wissen und Handeln, Recht und Gerechtigkeit darstellt. In diesem Raum bewegt sich die inventiöse Antigone-Lektüre von *Attila Simon*, die Kreons Machtbemühungen als eine Politik des virtuellen Ereignisses auslegt (der unvorhersehbaren performativen Wirkung von Sprechakten der Gewalt). Die genannte Divergenz ist aber grundlegend als eine *différance* aufzufassen, die zur Chance der Gerechtigkeit, jedoch auch zu deren Unmöglichkeit werden kann. Somit erscheint die »*différance*« als eine aktive temporale Dimension (des Ereignisses), als eine performative Zwischen-Zeit – und so wird nebenbei auch der ursprünglichen Intention Derridas Genüge geleistet, die keineswegs mit einer schlechten Unendlichkeit der Verweisung der Zeichen auf Zeichen zu verrechnen ist (das könnte als eine Neuigkeit für viele selbsternannte Derrida-Kritiker dienen).

Der *différance* von Gewalt als einem Exzess, der über das juristisch-politische Dispositiv hinausgeht, sich gegen dieses wendet, geht der Beitrag von *Zoltán Kulcsár-Szabó* über Benjamin nach. Die famose rechtsvernichtende, »göttliche« Gewalt Benjamins (die wohl schwierigste Frage des Essays und seiner Rezeptionsgeschichte) erweist sich in der umsichtigen wie scharfsinnigen Analyse – gegenüber der rechtsetzenden und -erhaltenden Gewalt – wiederum als ein Ereignis, dessen Stattfinden weder antizipiert noch im Nachhinein identifiziert werden kann. Es geht um die Gewalt, die beim Ursprung jeglicher Institution und politisch-juridischer Macht wirksam ist, sich aber in einer selbstzerstörerischen Wiederholung des eigenen unscheinbaren Überflusses auch gegen sich selbst als instituierte wiestituierende Gewalt wenden kann. Dabei bleibt sie aber von der instrumentalen Gewalt nicht auf ausweisbare Weise getrennt – institutionsgebundene Gewalt und reine Gewalt lassen sich nicht mithilfe von phänomenalen und juristischen Kriterien unterscheiden, ihre Differenz lässt sich nur im Überfluss der Gewalt hypostasieren. Diese Unentscheidbarkeit ist hier aber wieder einmal keine dekonstruktivistische Spitzfindigkeit im schlechten Sinne, sondern meint vornehmlich die Chance der Geschichte, sich überhaupt – aber nicht unbedingt als bzw. in der Gegenwart – ereignen zu können.

Sehr eng mit dem Zusammenhang von Geschichte, Ereignis und Gewalt geht die Problematik der Zeugenschaft als deren sprachliche und mediale Korrelation mit performativem Index einher (s. etwa die Beiträge von Kékesi, Kricsfalusi, Lórinč, Simon und Strätling). Zugleich stellt dies eine weitere Variation der Iterabilität dar: Übergänge zwischen Singularität und Allgemeinem (die Institution des ersteren im letzteren, zugleich die Einzigartigkeit des Ereignisses und

seiner Signatur), die die Manifestationen und vorgängigen Begriffe der beiden zu verschieben imstande sind. Hier steht wohl das Exemplarische im Mittelpunkt, an der Schnittstelle von Singulärem und Allgemeinem – als eine Art »martyrierte Existenz«. ³² Im Hinblick auf *Antigone* lässt sich das besonders prägnant aufweisen: Antigone als *autonomos* wird zu einer Singularität, die zur gleichen Zeit vom göttlichen Gesetz (gewissermaßen als Antipode des menschlichen Gesetzes) markiert und in dieser Kreuzung bzw. Spaltung zum Exemplarischen wird, d.h. in einen Chiasmus von Singularität und Allgemeinheit eintritt, was aber nicht zu einer Verschmelzung führt, vielmehr die eine Komponente gefährdet, hier das Leben von Antigone. Das Exemplarisch-Werden wird also von einer Kraft veranlasst, vielleicht von einer Performativität einer »passage« selbst vom Kognitiven zum Performativen ³³ – was aber auch ein »reversal«, gar einen »relapse« bedeuten kann, ist das zum Allgemeinen gewordene Singuläre doch: das Kanonische. ³⁴ Diese Dynamik bildet zugleich auch das Verhältnis von (singularisierender) Referenz und (allgemeinem) Gesetz ab und wird zu einem eminenten rechtlich-politischen Problem. So könnte ein Licht fallen auf die Kanonisierungsvorgänge in der literarischen Produktion und Rezeption, auf ihren stark textuellen Aspekt, entlang eben der Frage, warum denn das Kanonische nicht einfach eine gesellschaftliche, sondern eine textuelle Institution und Politik darstellt (vgl. die Beiträge von Wolfram R. Keller und Susanne Strätling). Das Exemplarische in der testimonialen Kreuzung bzw. Spannung von Singularität und Allgemeinheit ist von der juridischen Verallgemeinerung strukturell oft schwer zu trennen, gar von einer »archivalen Macht« und ihren Praktiken, die Biopolitik institutionalisieren und vollziehen. Die archivalische Macht und ihre

32 Vgl. J. Derrida: Einsprachigkeit, S. 23.

33 Vgl. hierzu die Definition des Performativen als eines geschichtlichen wie textuellen Ereignisses bei P. de Man: Kant and Schiller, S. 132-133. »... the model of the *passage* from trope, which is a cognitive model, to the performative [...] Not the performative itself [...] but the transition, the passage from a conception of language as a system, perhaps a closed system, of tropes [...] and the fact that you *pass* from that conception of language to *another* conception of language in which language is no longer cognitive but in which language is performative [...] it doesn't mean that the performative function of language will then as such be accepted and admitted. It will always be reinscribed within a cognitive system [...] it will relapse [...] in a topological system again. That relapse, however, is not the same as a reversal. Because this is in its turn open to a critical discourse similar to the one that has taken one from the notion of trope to that of performative.«

34 Hierzu s. D. Martyn: Die Autorität des Unlesbaren.

Effekte bzw. ihre Verschränkung mit der Zeugenschaft tragen ihrerseits auch die oben genannten Aporien von instrumenteller und nicht-instrumenteller Gewalt aus. In der *Shoah*-Analyse von *Zoltán Kékesi* wird dieser Komplex bereits auf der Ebene der quasi-philologischen Textpolitik deutlich, die die kanonischen Textstrategien in ihren institutionalisierenden Bezügen von der »Geschichte« her zu autorisieren und legitimieren sucht. Das Lesen des Archivs und des Zeugnisses stellt eine Kraft dar, um Geschichte zwischen Signifikation und Sinnlosigkeit (dem Trauma) zu erfahren.³⁵ Die textuellen Konditionen der Zeugenschaft erweisen sich aber dahingehend als ambivalent, dass sie in ihren unvorhersehbaren Wirkungen gerade die Macht des archivalischen Codes zu brechen oder zu schwächen vermögen.

Dem performativen Aspekt der Sprache eignen folgerichtig politisch-juridische Dimensionen von Macht und Gewalt, so im Medium der forensischen Rede, wie ihrem Zusammenhang im Beitrag von *Susanne Strätling* nachgegangen wird. Am höchst lehrreichen Beispiel Sergej M. Tret'jakovs werden die Verflechtungen zwischen der avantgardistischen Materialisierung der Sprache (die sich dichtungsgeschichtlich von der ästhetizistischen Exklusivität loslösen will) verstanden als Operationalisierung, also die Konjunktion von Wort und Tat und bestimmten politisch-juridischen Interventionen nachgezeichnet. Die Politisierung des Literarischen und die Ästhetisierung der Politik, Gewalt auf der Bühne und im Gerichtssaal antizipierte referentielle Gewalt gleiten nach dem Chiasmus institutionalisierte Fiktion/fiktive Institution ineinander über. Solche Übergänge sind ideologischer Art und stützen sich auf Pakte des Lesens, auf die Regulierung der performativen Potenz des Wortes (wo es beinahe unentscheidbar bleibt, ob sich diese Kanalisation auf die vorgängige performative Funktion bezieht oder diese vielmehr erst hervorruft). Denn Autorisierungen der operativen Sprache sind selber gewaltsamer Natur und wenden sich fast mit einer Notwendigkeit zurück auf ihren Urheber, wo sie jedoch ambivalent wirken, insofern sie sowohl eine Ungerechtigkeit dem Autor gegenüber bedeuten als auch erst recht seine Wahrheit darstellen (vgl. den zweischneidigen Fall der »Selbstanklage«, die Unterwerfung wie Souveränität gleichermaßen konnotiert, jedoch jeweils von einem vorausgesetzten Rechtsdispositiv oder -konzept her). In einem solchen diskursiven wie ideologischen Kontext ist jegliche versuchte Trennung von Text und Tat, Trope und Referenz im Begriff, etwa als eine falsche Entschuldigung, d.h. wiederum als Tat angeklagt werden zu können. Hier wird es besonders deutlich, dass quasi-institutionalisierende Maßnahmen sich vornehmlich auf den

35 Zur Korrelation von Zeugenschaft, Trauma, Geschichte und Rechtlichkeit vgl. Sh. Felman: *The Juridical Unconscious*.

unscheinbaren wie abgründigen Bezug zwischen Wort und Tat richten und damit ineins Kommunikation an die Dritten selber performativ instrumentieren (so kommt man bei den Schauprozessen an). Es könnte sein, dass der Avantgardist gerade diese kommunikative wie performative Potenz des Wortes, an der er gleichwohl interessiert war, unterschätzt hatte (und zwar aus strukturellen Gründen).

Institutionen leisten laut Castoriadis auf grundlegende Weise die Regelung der Relation von Signifikant und Signifikat.³⁶ In der Literatur stellt aber bereits der phänomenale Aspekt des Signifikanten das Terrain institutionalisierender Operationen dar. Die kulturtechnische Feststellung oder Vergegenständlichung des textuellen Signifikanten – die Etablierung der kanonischen Form des Textes, sein »Einlesen« – durch die Philologie³⁷ nimmt auf latente Weise institutionelle Manöver in Anspruch, sie betreibt eine Institutionalisierung. Hier wird man Zusammenhänge gewahr, wie denn Institutionen in Kulturtechniken gründen, in solchen des Speicherns, Adressierens und Übertragens (bzw. *Einlesens*) von Zeichen und Daten.

Man könnte sagen, solche Operationen stellen Strukturmerkmale der Iterabilität dar, nehmen deren Effekte in Anspruch. Die Iterabilität wird von institutionellen Praktiken miterzeugt, befohlen, vorgeschrieben, zugleich werden solche Wiederholungsprozesse auch reguliert, referentiell identifiziert. Nicht nur die Etablierung der semiotischen Relation steht im Visier, sondern vor allem das Ziel wie die Nötigung, die Iterabilität des sprachlichen Zeichens mithilfe von symbolischen Praktiken zu konstellieren, die Reproduktion gewisser semantischer Inhalte und Codierungen kulturtechnisch zu sichern. Zugleich meint aber Iterabilität, die Wiederholbarkeit der Zeichen auch eine Kraft oder Gewalt,³⁸ die sowohl – das Singuläre im Allgemeinen – instituierende wie auch deinstitutionalisierende Wirkungen haben kann. Diese verlaufen entlang der differentiellen Spaltung der Singularität, der Spur, festigen diese Differenz, verschieben sie aber zugleich auch und laufen konträr zur Generalisierung im Zeichen der Institution. In der literarischen Ereignishaftigkeit wird es zu einer besonders intensiven Erfahrung, dass das, was wiederholt wird, vor dieser Wiederholung so nicht

36 Vgl. Castoriadis: Gesellschaft als imaginäre Institution.

37 Vgl. hierzu Z. Kulcsár-Szabó: Philologie vor der Literatur? und andere Beiträge im Band *Kulturtechnik Philologie*, zu welchem Band die vorliegende Publikation sich in diesem Punkt als eine Ergänzung versteht.

38 Vgl. J. Derrida: This Strange Institution, S. 42-43, 62, 64-69. Vgl. noch S. Weber: Institution and Interpretation, S. 141-142.

da war, vielmehr erst durch diese geschaffen und zugleich einer Zukunft der nicht beherrschbaren Iterabilität geöffnet wird und somit im Kommen bleibt (auch als Vergangenes).

Das wäre womöglich eine Tieferlegung der Frage nach der Institutionalität der literarischen Textualität, die auch im vorliegenden Band vorgenommen wird, vor allem in Bezug auf sprachtheoretische Operationen. Der Beitrag von *Hajnalka Halász*, der strukturalistische, semiotische, medientheoretische und hermeneutische Diskurse miteinander verzahnt, zeigt am Beispiel der Jakobson'schen Weiterführung bestimmter Themen und Terminologien von Saussure, welcher iterativer Codes es bedarf, aus der *Differenz* eine *Opposition* zu konstruieren.³⁹ Zwischen Differenz und Opposition vermittelt die Wiederholung, die indes als Code instituierenden Charakter besitzt und mit einer Kodifizierung gleichzusetzen ist, die in ihren figuralen Vollzugseffekten das Medium oder das Mediale (in diesem das Rauschen) zu beherrschen sich anschickt. Die Sprache ist ja laut Saussure »keine Nomenklatur« (nicht in diesem Sinne arbiträr), sondern ein Vermittlungsmedium zwischen dem Denken und dem Laut, so heißt dies, dass jegliche wissenschaftliche, also metasprachliche Systematisierung von Elementen der Sprache ohne eine gewisse figurative Umformung und Iteration ebendieser Sprache selbst nicht auskommt. In diesem Zusammenhang zeichnen sich verwickelte Verhältnisse zwischen Fragen der Signifikation, der Differenzialität und der Wiederholung bzw. bestimmten ästhetischen Figuren, ferner zwischen der nachrichttheoretischen Transformation sprachlicher Zeichensysteme ab, wo die Unterschiede zwischen den auf numerischen Codes basierenden Medientheorien und der strukturalistischen Herangehensweise von Jakobson sich teilweise als relativ erweisen. Dass der »Leere der Differenz« in der Darstellung von Halász auch gegenwärtige medientheoretische und performanzorientierte Diskurse etwas ratlos gegenüberstehen, verrät viel über die Virulenz des Saussureschen Problems.

Die übrigen Beiträge fokussieren auf verschiedene Kulturtechniken und performative Praktiken, die institutionelle Aspekte bzw. Funktionen besitzen und entfalten können, in denen sich das Literarische simuliert. – Eine wichtige literarische Institution, die Autorschaft, und zwar auf der Schwelle ihrer Herausbildung in der frühen Neuzeit, wird von *Wolfram R. Keller* am Beispiel von Jonson und Shakespeare diskutiert. Grob gesagt geht es hier darum, wie eine vor allem mit theatralischen Mitteln, durch intertextuelle, emblematische und mythologische Effekte inszenierte und institutionell gestützte Autorschaft (von Shakes-

39 Vgl. die Bemerkungen Webers zur »institution linguistique« von Saussure ebd., S. 6-10, 146, 161-179.

peare) ihre Konkurrenz in einer »philologischen« Institutionalisation und Autorisierung (Jonson) findet (von metadramatischen Wendungen bis zu paratextuellen Apparaten). Also am Übergang von einer vom theatralischen Dispositiv dominierten zu einer mehr von Möglichkeiten des Buchdrucks bestimmten Öffentlichkeit. Zugleich wird sichtbar, wie eine solche Quasi-Philologisierung auf das temporale Bedeutungs- und Transgressionspotential der Texte reagiert. Das gleichsam metafiktionale Genre des »Godgame« – in dem rollengebundenes Maskenspiel und Selbstinstitutionalisierung des Autors nicht auseinanderzuhalten sind – erweist sich in der Tat als eine Inszenierung, die noch denkbar weit entfernt ist von der Vorstellung der Schaubühne als einer moralischen Anstalt. Nicht umsonst hat sich etwa Carl Schmitt auf Shakespeare (*Hamlet*) beziehen können, da bei ihm Geschichte »im Spiel« selbst anwesend ist und nicht als Stoff »gespiegelt« wird. So wird vielleicht auch verständlich, warum die postmoderne Intertextualität mit Vorliebe ähnliche Strukturen aufgreift und entwickelt, die die metatextuelle Perspektive hinter sich lassen.

Die Problematik der Gastlichkeit als kulturwissenschaftlicher wie philosophischer Komplex – das Thema des Beitrags über Raabe von Evi Fountoulakis – braucht nicht eigens unterstrichen zu werden, verdichten sich doch in ihm wesentliche Herausforderungen für das kulturelle Selbstverständnis wie für die philosophische Begrifflichkeit. In dieser Motivik kann Literatur besonders intensiv sich selbst als Institution und zugleich ihre Überschreitung simulieren bzw. inszenieren. Der/die/das Andere des Gastes als eine Figur des Dritten dynamisiert kulturelle Praktiken und Institutionen, beispielsweise deren Zeitvorstellungen und -strategien, kontaminiert ihre Immunität und macht ihre referentiellen Grundlegungen unsicher. In diesem Ereignis als Überschreitung – als Bruch im »Säkulum« – verdichten sich mehrere Zeiten kultureller, diskursiver wie mythologischer Art. Zugleich ist der Gast in die Alternative von Irritation bzw. Institution nicht unbedingt einzuschreiben, kommt ihm doch die Rolle einer Gegenzeichnung zu, die singulärer Art ist, dabei freilich auch ambivalent bleibt.

Die metafiktionale Simulierung des »mapping« bei Pynchon wird im Beitrag von Gábor Tamás Molnár zum Anlass genommen, um über Parallelen zwischen der literarischen Welterzeugung und der wissenschaftlichen Epistemologie nachzudenken. Hierbei wird nach der historischen Gleichzeitigkeit von der Institutionalisierung der literarischen Kommunikation im Zeichen des modernen Romans und der kulturellen Dominanz der modernen Naturwissenschaften Ausschau gehalten, die ihren Ursprung in der Aufklärung haben. Die Gattung des modernen Romans wird sowohl in ihrer medialen Dimension (gekoppelt mit Lektürestategien!) als auch in bestimmten Modi ihrer quasi-wissenschaftlichen Selbstpräsentationscodes reflektiert. Dadurch wird die fiktionalisierende Leistung der

Literatur (hier auf den Ebenen der Narration und der Metafiktion) gerade *in ihrer* Institutionalisierung stark gemacht – also nicht nur die Institutionalisierung der Fiktion, sondern mindestens im selben Maße die Fiktionalisierung der Institution als *double bind* in »This Strange Institution Called Literature«. Die Potenz der Literatur, »alles sagen zu können«, wird da in ihrer abgründigen Ambivalenz dargestellt. Die erwähnte Fiktionalisierung meint hier jedoch keine Neutralisierung, vielmehr einen Ruf der Verantwortung im Sinne des Versprechens, eines »endless promise« des Alles-sagen-könnens (im doppelten Genitiv).⁴⁰

In ihrem Beitrag über Elfriede Jelineks umstrittenes Werk zielt *Beatrix Kricsfalusi* auf die ambivalente Interdependenz von Bote und Zeuge, die möglicherweise auch in jüngeren Publikationen zum Thema nicht genügend komplex dargestellt wurde. Die Spannung zwischen Botenbericht und Zeugenschaft bleibt zwar unauflösbar, dennoch ist sie konstitutiv in der literarischen Inszenierung und zwar meint sie nicht nur eine referentielle Unentscheidbarkeit der Authentizität. Vielmehr behält Derrida auch hier Recht: die Iterabilität des Zeugnisses kann dieses in eine Art Diktat bis zur Fernbestimmtheit des zum Boten mutierenden Zeugen umwandeln (und diesen ideologisch-autoritativ aufladen bzw. in Dienst nehmen) – welches Diktat aber dennoch (quasi-autobiographisches) Sprechen *des* Zeugen bleibt, will man die testimoniale Geltung seines Diskurses beibehalten. Nun wird das Zeugnis erst vom Leser her zu einem Testimonium, durch seine Positionierung als Zeuge, der für das Zeugnis, das hinterlassene Testament zeugen soll. Wie Kricsfalusi zeigt, wird literarische Kommunikation erst über binäre Oppositionen (wie die von Opfer und Täter), die referentielle Zuschreibungen ermöglichen und festsetzen, hinaus produktiv oder performativ (ohne aber – gerade deswegen – vor dem Meineid gefeit zu sein), wo die Rolle des Dritten durch die Iterabilität des Zeugnisses immer schon Institutionalisierung induziert (nicht umsonst geht es in diesem Beitrag nicht nur um Literatur, sondern auch um die Institution bzw. Medium des Theaters). Zugleich ist nicht zu vergessen, dass die so vermittelte literarische Kommunikation in letzter Instanz doch vor allem *als* Lesen (nicht einfach als »Wissensübertragung« u.dgl.) genuin literarisch und (dadurch) wirksam wird – als Lesen des transgressiven Zusammenspiels und der unmöglichen Unterscheidung von Bote und Zeuge, Signifikat und Referenz.

So schließt sich – horrible dictu – der hermeneutische Zirkel, der im Beitrag von Hajnalka Halász geöffnet wurde: Binarismen von Oppositionen⁴¹ werden

40 S. J. Derrida: *This Strange Institution*, S. 38.

41 Diese geistern ja auch in den Medientheorien herum, z.B. in Unterscheidungen von Medium und seinem weißen Hintergrund, von Archiv und Chaos.

von der Iterabilität im Zeichen des Zeugnisses kommunikativ und performativ unterwandert – so erhält die Rolle des Dritten ihre gegenwärtig besonders insistierende Referenz auch in wissenschaftshistorischer und diskursgeschichtlicher Hinsicht.

LITERATUR

- Bourdieu, Pierre: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.
- Bürger, Peter: Theorie der Avantgarde, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.
- Castoriadis, Cornelius: Gesellschaft als imaginäre Institution: Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1984.
- Derrida, Jacques: Die unbedingte Universität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.
- »Die Einsprachigkeit des Anderen«, in: Anselm Haverkamp (Hg.), Die Sprache der Anderen, Frankfurt a.M.: Fischer 1997, S. 15-41.
- »Mochlos oder der Streit der Fakultäten«, in: ders., Mochlos oder das Auge der Universität. Vom Recht auf die Philosophie II, Wien: Passagen Verlag 2004, S. 11-58.
- »Das Schreibmaschinenband. Limited Ink II«, in: ders., Maschinen Papier, München: Fink 2006, S. 35-138.
- »This Strange Institution Called Literature«, in: ders., Acts of Literature (Hg. Derek Attridge), London: Routledge 1992, S. 33-75.
- Felman, Shoshana: The Juridical Unconscious. Trials and Traumas in the Twentieth Century, Cambridge u.a.: Harvard University Press 2002.
- Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode, Tübingen: Mohr Siebeck ³1972.
- Jameson, Fredric: Das politische Unbewußte. Literatur als Symbol sozialen Handelns, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1988.
- Kamuf, Peggy: »The University Founders (A Complete Revolution)«, in: Richard Rand (Hg.), Logomachia (The Conflict of Faculties), Lincoln: University of Nebraska Press 1992, S. 75-96.
- Koschorke, Albrecht: »Institutionentheorie«, in: Eva Esslinger et al. (Hg.), Die Figur des Dritten, Berlin: Suhrkamp 2010, S. 49-64.
- Kulcsár-Szabó, Zoltán: Tetten érhetetlen szavak. Nyelv és történelem Paul de Mannál, Budapest: Ráció 2007. [Worte ohne Tatort. Sprache und Geschichte bei Paul de Man]
- »Philologie vor der Literatur?« In: Pál Kelemen/Ernö Kulcsár Szabó/Ábel Tamás (Hg.), Kulturtechnik Philologie. Zur Theorie des Umgangs mit Texten, Heidelberg: Winter 2011, S. 209-235.

- Luhmann, Niklas: »Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion von Kunst«, in: Hans Ulrich Gumbrecht/ Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986, S. 620-672.
- de Man, Paul: »Kant and Schiller«, in: ders., *Aesthetic Ideology*, Minneapolis: University of Minnesota Press 1996, S. 129-162.
- Martyn, David: »Die Autorität des Unlesbaren: Zum Stellenwert des Kanons in der Philologie Paul de Mans«, in: Karl Heinz Bohrer (Hg.), *Ästhetik und Rhetorik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 13-33.
- Schlegel, Friedrich: »Über das Studium der griechischen Poesie«, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe, Band 1*, München, Paderborn, Wien, Zürich 1979, S. 205-367.
- Weber, Samuel: *Institution and Interpretation*, 2nd expanded edition, Stanford: Stanford UP 2001.